

Rainer
Moritz

HELDINNEN UND HELDEN DES SÜDWESTENS

Mit 52 Ikonen
durch das Jahr



8 grad

Rainer Moritz
*Heldinnen und Helden
des Südwestens*

8 grad

Rainer Moritz

**HELDINNEN
UND HELDEN
DES SÜDWESTENS**

Mit 52 Ikonen durch das Jahr

8 grad verlag Freiburg

INHALT

9 VORWORT

- 11 ÄFFLE & PFERDLE: Hafer und Bananen**
- 14 ANDREA BERG: Tausendmal belogen**
- 19 ANNELIESE ROTHENBERGER: Weltstar mit Bembel**
- 23 BIRKEL-NUDELN: Es waren einmal 7 Hühnchen ...**
- 27 BOLLENHUT: Ein Hut geht um die Welt**
- 31 BORIS BECKER: Hoffen auf die Weisheit des Alters**
- 37 BOSCH: Zünden muss es!**
- 40 CARO-KAFFEE: Korngesund**
- 43 DIE FALLERS: Wo Schwarzwald draufsteht ...**
- 47 FISCHER-DÜBEL: Was den Dingen Halt gibt**
- 50 FRIGEO: Dieses Kribbeln ...**
- 54 GOTTHILF FISCHER: Du lieber Herr Gesangverein!**
- 58 HÄBERLE UND PFLEIDERER: Ja, ja ... so, so ...**
- 63 HANNES UND DER BÜRGERMEISTER:
Ich höre mich nicht Nein sagen**
- 67 HARALD SCHMIDT: Der Unnahbare**
- 72 HELMUT PALMER: Gegen die Allmachts-Sembl**
- 77 HENGSTENBERG: Sauer macht lustig**
- 80 HENKELEGLAS (MIT TROLLINGER):
Nahocka und schlotza**
- 86 JOACHIM LÖW: Ein Hoch auf ihn**
- 90 JÜRGEN KLINSMANN: Große Brötchen backen**

- 94 **KARLSRUHER SC:** Wildparkwunder
- 98 **KNORR & MAGGI:** Mit Würze wird die Suppe fein
- 104 **KOMMISSAR BIENZLE:** Columbo auf Schwäbisch
- 108 **LAUGENBREZEL:** Von der Sonne durchschienen
- 113 **LIBELLA & CAPRI-SONNE:** Im Standbodenbeutel
- 118 **LURCHI:** Lange schallt's im Walde noch ...
- 123 **MÄRKLIN:** Die Welt im Kleinen
- 129 **MARTIN WALSER:** Balzac vom Schwäbischen Meer
- 133 **MATHIAS RICHLING:** Zappelnder Sprachphilipp
- 137 **MAULTASCHEN:** Universal verwend- und füllbar
- 142 **MERCEDES-BENZ:** Ein Stern, der diesen Namen trägt
- 147 **NACHTCAFÉ:** Als der Sanfte mit dem Schnauzer fragte ...
- 151 **OH GOTT, HERR PFARRER:**
Geerdete Religionsausübung
- 155 **PORSCHE:** Der Männertraum
- 159 **PUSTEFIX:** Ein gelber Bär, der Illusionen schafft
- 162 **RUDOLF KREITLEIN:** Erleuchtung an der Ampel
- 165 **SC FREIBURG:** Der Traum vom anderen Fußball
- 169 **SCHIESSER:** Das Feinripp-Comeback
- 172 **SCHLAGERSKALA:** Mit Freund-lichen Grüßen
- 176 **SCHWÄBISCHE GRÜSSE:** Schimpfen will gelernt sein
- 181 **SCHWARZWALD:** Schinkentortenklinikmädel
- 188 **SEPP(L) HERBERGER:** Der Waldhöfer Philosoph
- 193 **SIE WÜNSCHEN – WIR SPIELEN:**
Aber das gab's nur einmal für uns
- 197 **SPÄTZLE:** Die Säule der schwäbischen Küche
- 202 **STEFFI GRAF:** Die Tennisgöttin
- 206 **STEIFF-TIERE:** Knopf im Ohr
- 210 **TIPP-KICK:** Der Eckige muss ins Eckige
- 214 **TONY MARSHALL:** Fröhlichmacher der Nation
- 217 **VFB STUTTGART:** Als das Dreieck magisch war
- 222 **WILHELMA:** Flusspferde, Schweine und ich
- 226 **WOLFGANG GRUPP:** König von Burladingen
- 230 **ZEPPELIN:** Ein Mythos der Lüfte
- 235 Literaturhinweise
- 237 Bildnachweis

Was prägt unser Leben? In welchen Landstrichen fühlen wir uns zu Hause? Welche Erinnerungen geben uns eine Ahnung von Heimat? Diesen Fragen wollte ich nachgehen, und deshalb habe ich dieses Buch geschrieben. *Heldinnen und Helden des Südwestens* – damit sind nicht nur Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gemeint, »Prominente« wie Joachim Löw, Anneliese Rothenberger, Gotthilf Fischer oder Boris Becker, die uns, selbst wenn wir ihnen nie begegnet sind, prägten und die uns manchmal näherstehen als irgendwelche entfernten Tanten oder Onkel. Wer zwischen Freiburg, Karlsruhe, Langenburg und Tettngang aufgewachsen ist, fühlt sich unwillkürlich dem nahe, was ihn in der Jugend begleitete. Wer im Schwarzwald oder auf der Schwäbischen Alb seine Kindertage verbracht hat, ist zwangsläufig an diese Wurzeln gebunden und wird die Geruchs- und Geschmackserlebnisse der Jugend nicht schnell vergessen.

In 52 Beiträgen, die voller subjektiver Eindrücke, Erinnerungen und Wertungen sind, bin ich diesen vielfältigen Spuren gefolgt, habe nachgezeichnet, wann und warum wir Caro-Kaffee und Capri-Sonne tranken, warum uns warm ums Herz wird, wenn wir Maultaschen auf einer Speisekarte sehen, in eine ofenfrische, formvollendete Brezel beißen, urplötzlich die Logos von Knorr und Trigema oder eine Schwarzwälder Tracht auf einer Bierflasche entdecken und von welchem Schauer wir beim Besuch eines Andrea-Berg-Konzerts ergriffen werden.

Zu dem, was das Lebensgefühl von Badenern und Württembergern auszeichnet, gehören nicht minder die Unternehmen

und Erfinder – der Fischer-Dübel! –, die das Bild einer prosperierenden Region konturiert haben. Nicht immer freilich ist es nur das mit Händen zu Greifende, was unsere Identität ausmacht. Was Literatur, Bühne und Fernsehen an Vorstellungen (und Klischees) liefern, darf auf keinen Fall vernachlässigt werden, und deshalb sind Häberle & Pfeiderer, Kommissar Bienzle, *Die Fallers* oder *Hannes und der Bürgermeister* selbstverständlich zu Helden des Südwestens geworden.

Vollständigkeit strebt das hoffentlich vergnüglich zu lesende Buch in keinem Fall an. Mir selbst hat es große Schmerzen bereitet, auf dieses oder jenes Stichwort zu verzichten. Tadel für schwere Versäumnisse nehme ich klaglos entgegen. Vielleicht ist es ja in späteren Auflagen möglich, die Held(inn)enliste zu erweitern und Manfred Rommel, Joy Fleming, Ravensburger, Speick, WMF, Lidl, Xavier Naidoo, Bleyle, Kaufhaus Breuninger, Winfried Kretschmann oder Saure Kutteln aufzunehmen. Stoff genug gäbe es.

Und nun reisen Sie gut, kreuz und quer durch Baden-Württemberg – und in die Vergangenheit!

Rainer Moritz
Im April 2023

10

ÄFFLE & PFERDLE Hafer und Bananen

Keine Frage, nach Häberle & Pfeiderer stehen Äffle & Pferdle auf dem zweiten Platz der schwäbischen Komikerduohitliste. Als Werbetrenner fürs Fernsehen erdacht, sind die beiden Zeichentrickkurviecher aus dem TV-Programm des Südwestens nicht wegzudenken und lassen Konkurrenten wie die biedereren ZDF-Mainzelmännchen alt aussehen. Ganz am Anfang war das Pferd, das eher einer Giraffe ähnelte, ganz allein, schwarz-weiß und sprachlos. 1960 hatte es – konzipiert von dem Filmproduzenten Armin Lang und den Grafikern Werner Klein und Volker Lang – seinen ersten trabenden Auftritt. Warum der dem Stuttgarter Stadtwappen entlehnte Gaul 1963 ausgerechnet einen kleinen Affen an die Seite gestellt bekam, ist eine gute Frage. Vielleicht ließen sich die Macher von den Gehegen der Wilhelma inspirieren. Es dauerte eine Weile, bis die beiden ihre heutige menschenähnliche Gestalt annahmen und in breitem Schwäbisch, gesprochen bis zu seinem Tod 1996 von Armin Lang, Scherze machen und Weisheiten von sich geben durften. Die kurzen Spots spielen vergnügt mit regionalen Stereotypen und streuen vertraut-zärtliche Schmähungen wie »Du Hutsembl« in die gewitzten Dialoge von Affe und Pferd ein. 1986 bekamen die beiden Zuwachs durch ein pudelähnliches Wesen namens Schlabbinchen, das mit der Stimme von Elsbeth Janda in bestem Kurpfälzisch die Damenquote erfüllte.

Manchmal war es Äffle & Pferdle auch vergönnt, über ihre kleinen Wortgefechte hinauszugehen und sich episch auszubereiten. So in dem Drei-Minuten-Stück, das der heimlichen Schwabenhymne, dem Volksliedklassiker *Auf de schwäb'sche*

11

Eisebahne, neuen Pfiff gab. Das reiselustige Pferdlein beschließt, dem »Mief von Stuttgart, Ulm und Biberach« zu entfliehen und sich mit dem Zügle auf und davon zu machen, denn: »Ein gebildeter Gaul muss seinen Horizont erweitern.« Während Schlabbinnen gemeinerweise nicht mitgenommen wird, darf der Affengefährte (auf Englisch übrigens »monkele«) zusteigen, und binnen kurzer Zeit legen die beiden zur Volksliedmelodie und zum Dampfablassen der Lok eine rasante Tanzeinlage hin, die zu einer völligen Zerstörung des Abteils führt. Beobachtet wird das Geschehen, wie es sich gehört, von einem Ziegenbock, der – wohl um der Kritik von Tierschützern vorzubeugen – nicht an den letzten Wagen angebunden wird.

Zu noch größerer Popularität brachten es die schwäbischen Werbetreiber, als sie beschlossen, ihre Gesangskarriere auszuweiten und einen auf ihren Leib ideal zugeschnittenen Song einzuspielen, den unüberbietbaren *Haf'r- ond Banane-Blues*. Diesen gibt es in einer Kurz- und in einer Langversion. Die Letztere ist eindeutig vorzuziehen, da sie den authentisch derben Tonfall der Protagonisten wiedergibt, mit Sentenzen wie »Pferd bleibt Pferd, auch wenn es dreist lauter gold'ne Äpfel schießt«. Der Erfolg dieses Ernährungsblues zog weite Kreise, bis nach Waldenbuch, wo die verdienstvolle Firma Ritter ihren Sitz hat und seit 1932 ihre »Sportschokolade« auf den Markt bringt. Deren Werbeslogan »Quadratisch. Praktisch. Gut« kennt in Deutschland jedes Kind. Er fand sogar im Ausland Anklang und heißt zum Beispiel auf Französisch »Carré. Pratique. Gourmand«.

Eigentlich hätte, wenn ich länger darüber nachdenke, Ritter Sport einen eigenen Eintrag in diesem Buch verdient (gern mit Hinweis auf die – der Kakaogott habe sie selig – Stuttgarter Waldbaur Schokoladenfabrik). Denn als Tübinger Student fuhr man bei Bedarf nach Waldenbuch, um sich mit preiswertem Schokoladenbruch einzudecken. Und irgendwie gehört das Ritter'sche Quadrat zu den besonders gut wiedererkennbaren Objekten, die deutsche Kindheiten begleiten. Inzwischen trumpft das Unternehmen mit originellen Werbeplakaten an Bahnhöfen auf und überbietet sich mit neuen Kreationen, deren

Existenz man in den 1960er- und 1970er-Jahren für unmöglich gehalten hätte. Cookies & Cream, Eiscafé, Himbeer-Cranberry, Buttermilch-Zitrone, Vanille-Kipferl, Erdbeer-Minze ... Wohin soll das führen? Blutwurst-Apfel, Aperol-Spritz-Gurke? So apart diese Geschmacksrichtungen schmecken mögen – als den alten Sitten und Gebräuchen verpflichteter Mensch bevorzuge ich die etwas ins Hintertreffen geratene Sorte »Rum Trauben Nuss«, die mit dem Slogan »Voll mit Rum und steht trotzdem gerade im Regal« beworben wird. Dass sich diese vor allem in Altersheimen und Seniorenresidenzen großer Beliebtheit erfreuen soll, stört mich nicht.

Der grandioseste Coup freilich gelang den Waldenbuchern im Jahr 2016, als man Äffle & Pferdlein eine Freude machen wollte und sich die in schönem Gelb gehaltene Sonderedition »Hafer + Banane« ausdachte – mit riesigem Erfolg, wie die Homepage des Gespanns berichtet: »Dr ganze Schlegg war innerhalb von a paar Dag reschtlos vergriffa ond viele Leut send leider leer ausganga.« Immerhin wurde zur Fußball-Europameisterschaft 2016 nachgelegt und »a schdrenge limitierte Fan-Edition vom Schoggglädle« produziert.

Grund genug, Carl J. Schäubles meisterlichen Text des *Haf'r-ond Banane-Blues* noch einmal in Erinnerung zu rufen, zuerst in den Worten des Äffles, dann des Pferdles: »Das isch der Bananenblues, das isch der Bananenblues. / Der Himmel hängt voller Bananen bloß, / Bananen, das ischt, was man haben muss. / Denn ohne ischt man ganz und gar / aufgeschmissen, das ischt affenklar. / Das ischt der Bananenblues! // Das ischt der Haferblues, ja, das ischt der Haferblues, / der Super-Doppeltner-Haferblues. / Hafer, das ischt, was man haben muss. / Er macht das Traben trabenswert, / ohne ischt man nur ein halbes Pferd! / Das ischt der Haferblues!« Der 2010 verstorbene Schlagertexter Schäuble schrieb übrigens auch den *Neckarbrückenblues* für Joy Fleming und die *Schwarzwaldfahrt* für Horst Jankowski. Aus baden-württembergischer Sicht eine vorzügliche Trefferquote.

ANDREA BERG

Tausendmal belogen

14 Auch wenn man aus Krefeld kommt, kann man zu einer schwäbischen Ikone werden. Wie die gelernte Arzthelferin Andrea Berg, die Anfang der 1990er-Jahre begann, dem schwer gebeutelten deutschen Schlager auf die Sprünge zu helfen, zu einer Zeit, als Helene Fischer noch kaum über das Erlernen der Grundrechenarten hinausgekommen war. Keine Frage, wer durch die Unterhaltungswelt der letzten dreißig Jahre mit offenen Ohren gegangen ist, kennt Andrea Berg. Etliche Male wurde die 1966 Geborene mit dem »Echo«, über zehnmal mit Goldenen und Platinschallplatten prämiert. Ihre 2001 erschienene *Best of*-CD rangierte jahrelang in den deutschen Charts, ein Erfolg, der die Platzierungen der Beatles oder von Pink Floyd übertraf, und während viele ihrer Kollegen froh darüber sind, die Eröffnung von Baumärkten oder Jahresfeiern der Klempnerinnung musikalisch zu garnieren, geizt Andrea Berg mittlerweile mit Auftritten und füllt größte Arenen mühelos. Ich selbst war übrigens auch einmal dabei, und natürlich werde ich diesen Abend nie vergessen.

Ihre Tourneen locken ein weiblich dominiertes Publikum an, das keineswegs nur aus gefühlsbetonten Rentnerinnen und Rentnern besteht. Andrea-Berg-Schnuller und Andrea-Berg-Haarklammern werden im Foyer bereitgehalten; die obligatorischen, fürs »Gänsehautfeeling« zuständigen Leuchtstäbe fehlen nicht, und erwachsen wirkende Männer – haben die eine Wette verloren? – scheuen sich nicht, sich blinkende Sterne ins nicht mehr ganz so füllige Haupthaar zu stecken. Ein Mann am Klavier, eine Handvoll Backgroundsängerinnen,

zwei Gitarristen, ein Schlagzeuger, ein Bassist und vier junge Streicherinnen geben dem Berg'schen Auftritt eine Opulenz, die gleichzeitig Distanz zum Publikum tunlichst vermeidet.

Denn vor allem eins ist es, was Andrea Berg den Fans seit Jahren gebetsmühlenartig nahebringen will: Diese Frau, die heute mit ihrem Mann Ulrich Ferber, einem Hotelier aus Traditionsfamilie und Spielerberater, im württembergischen Kleinspach lebt und ihre Freizeit gern im Schweinestall zubringt, soll »authentisch« wirken, soll – höchste Tugend im künstlichen Medienzeitalter – »echt rüberkommen« und sich den Ruf einer nicht abgehobenen Künstlerin zum Anfassen bewahren. Im Erlebnishotel Sonnenhof der Familie gibt Gastgeberin Andrea Berg alljährlich Open-Air-Konzerte, die für ihre Fans zu Pilgerfahrten werden, im Juli 2023 bereits zum 16. Mal. Kleinspach und Großaspach sind ohne die Berg gar nicht mehr denkbar.

Vom ersten Lied an stellt Andrea Berg in ihren Konzerten diese Haltung aus und spricht ihre Lieben vertraulich an, ganz so, als sei eine alte Schulfreundin vorbeigekommen, um mal wieder von sich hören zu lassen. »Schön« und »Freunde« – so lauten die überstrapazierten Vokabeln, mit denen Andrea Berg nahezu jeden ihrer Zwischentexte garniert. Natürlich hat man sich in Facebook-Zeiten längst daran gewöhnt, dass selbst wildfremde Farmer aus Australien einem zu »Freunden« werden, doch das inflationäre Maß, mit dem Andrea Berg Freundschaftsbänder verteilt, übersteigt alles Dagewesene.

Dass es zu diesem »Wahnsinn« kommt, hat mit der Konzeption der Konzerte zu tun: Andrea Berg beschränkt sich keineswegs darauf, die (rhythmisch etwas stumpfsinnig monotonen) Lieder ihrer CDs oder Klassiker wie *Die Gefühle haben Schweigepflicht*, *Du hast mich tausendmal belogen* und *Ich sterbe nicht noch mal* vorzutragen. Sie will mehr, sie will ihrem nach großen Gefühlen lechzenden Publikum erklären, was es mit der Liebe auf sich hat. In gut einstudierten Überleitungen erläutert sie »Mythos«, »Phänomen« und (natürlich) »Philosophie« der Liebe, erklärt diese zu unserer einzigen, unerschöpflichen »Energiequelle«, die das Dasein zum »Abenteuer« mache. Ganz im Sinne ihres älteren Kollegen Howard Cependale (»Es geht

um mehr, als bei wem ich nachts liege«) betont Andrea Berg pflichtgemäß, dass es nicht um den »Reiz einer Nacht« gehe: »Die Liebe muss ohne Zweifel sein.«

Ein Andrea-Berg-Konzert entwickelt sich so zum Klipp-schulseminar, dessen Dozentin das »Wesentliche« erkennen, den schönen Augenblick zum Verweilen auffordern will und nicht mehr an die Ankunft des Märchenprinzen glaubt. Das Geheimnis dieses weltanschaulichen Sounds basiert darauf, dass Andrea Berg und ihre wichtigsten Texter Irma Holder und Norbert Hammerschmidt die Liebesgefühlssauce nicht zu dick anrühren. Wo die Scheidungsquoten permanent steigen und mancher Berg-Konzerte im Lauf der Jahre mit wechselnden Lebensabschnittspartnern besucht hat, darf der Zuckerguss nicht zu sehr kleben. Während es in den Hochzeiten des Schlagers als opportun galt, ungetrübte Glückserfahrungen (*Eine neue Liebe ist wie ein neues Leben*) zu besingen, gibt sich Andrea Berg als schicksalsgeprüfte Frau, die vom Verlassenwerden, vom männlichen Treuebruch und von Ängsten zu erzählen weiß: »Ein Bett kann so groß sein ohne dich, mein Freund.«

Während das lesende Publikum zu den Liebes- und Glücks-erklärungen von Stefan Klein, Wilhelm Schmid oder Eckart von Hirschhausen greift, liefert Andrea Berg Drei-Minuten-Light-versionen von der Realität einer offenkundig gefühlsdefekten Zeit. Wenn sie von Enttäuschungen singt, weiß ihre Gemeinde, wovon die Rede ist. Weißhaarige, grundsolide wirkende End-fünfigerinnen, die aussehen, als seien sie auf dem Bezirksamt für meinen abgelaufenen Personalausweis zuständig, geraten in größte Wallung, wenn Andrea Berg trotzig an schmerzhaft Liebesverletzungen erinnert. Dann wiegen sich die Damen in den Hüften, lassen ihren Oberkörper wie im Tai-Chi-Kurs kreisen und summen alle Liedzeilen mit. Geteiltes Leid ist halbes Leid.

Die Erfolgsstory der Andrea Berg hat damit viel zu tun. Erklärbar wird sie dadurch noch lange nicht. Denn das Berg-Gesamtpaket setzt sich aus mehreren Elementen zusammen, die belegen, dass es keiner herausragenden Qualifikationen bedarf, um zur Identifikationsfigur der populären Kultur zu werden. Denn Andrea Bergs fragile Stimme hat nichts Herausragendes,



allenfalls Unverwechselbares an sich – was sofort zu spüren ist, wenn sie *Ein Schiff wird kommen* nachsingt und man wehmütig die Wiederauferstehung von Lale Andersen und Melina Mercouri herbeisehnt. Ihr Repertoire an körperlichen Ausdrucksformen ist limitiert und besteht aus immer gleichen Handbewegungen und Bühnensprints. So bleibt an Außergewöhnlichem vor allem ihr legendäres Outfit, in dessen Genuss die interessierten Männer nach der Pause kommen. Hohe Stiefel, kurzer Rock und straffe Corsage sind seit jeher das Berg'sche Markenzeichen und geben allen Damen jenseits der 40 und 50 Anregung, was man bei den kommenden Harley-Davidson-Tagen tragen könnte. Eine Nana Mouskouri hätte in einem solchen Ensemble nicht einmal die Hochzeitsnacht verbracht. Doch auch dieser Bekleidungsstil gehört zum Berg-Gesamtkunstwerk.

Glaubhaft und unverstellt, das gilt für die Lied- wie für die Rockauswahl, und das erklärt vielleicht ihre nachhaltige

Resonanz. Strenge Kulturkritiker wie Georg Seeßlen sprachen davon, dass Andrea Berg die »sexuelle Ökonomie des unteren Mittelstandes in den Zeiten des Finanzkapitalismus« konstruiere. Darauf wäre die Sängerin nie gekommen.

Längst musste Andrea Berg freilich den Spitzenplatz in der Schlagergunst an die viel blondere, knapp zwanzig Jahre jüngere Helene Fischer abtreten. Natürlich hat die Aspacherin noch nie ein böses Wort über ihre Mitbewerberin verloren. Während Berg – gewissermaßen in der Wolfgang-Petry-Nachfolge – ihr Prollimage tapfer pflegt, wirkt Fischer wie ein klinisch reines, makellooses Kunstprodukt, das bedauerlicherweise besser singen, akrobatischer turnen und gefälliger moderieren kann. Zu hoffen bleibt, dass Andrea Berg damit so locker umgeht, wie sie tut.

Dass Frauen (und Männer) um die fünfzig in der Regel nicht aussehen wie Frauen (und Männer) um die dreißig, gehört zu den unumstößlichen Gesetzen des Lebens, die zu akzeptieren nicht leichtfällt. Andrea Bergs im Frühjahr 2016 erschienenes Album *Seelenbeben* gab zu schlimmsten Befürchtungen Anlass. Die CD-Hülle zeigte eine im Photoshop wüst bearbeitete Ganzkörperansicht der Sängerin, die plötzlich viel jünger, schlanker und langbeiniger aussieht, als es selbst eine extrem milde Beurteilung der Realität zuließe. Wie, fragte man sich entsetzt, wird der Computer Frau Berg in zehn Jahren zurichten? Als rein künstliche Barbie-Figur will ich Andrea Berg nicht in Erinnerung behalten. Stattdessen viel lieber als Interpretin von Schlagermeilensteinen wie *Du hast mich tausendmal belogen* und *Gefühle haben Schweigepflicht*. Damit hat sie Geschichte geschrieben, weshalb wir sie eingemeinden und nicht den Krefeldern überlassen. Ins Hotel Sonnenhof werde ich dennoch lieber nicht reisen, obwohl es dort die Möglichkeit gibt, eine »Schlagerwoche mit Andrea Berg im Wonnemonat« zu verbringen. Manchmal ist es besser, die Größen einer Kultur nur aus der Ferne zu betrachten. Stattdessen höre ich ihre 2022, zum dreißigjährigen Bühnenjubiläum erschienene CD *Ich würd's wieder tun an*.

ANNELIESE ROTHENBERGER

Weltstar mit Bembel

Junge Menschen sind ungerecht. Sonst wären sie keine jungen Menschen. Wird man Jahrzehnte später mit den Urteilen konfrontiert, die man in seiner Jugend gnadenlos fällte, überkommt einen – manchmal, keineswegs immer – ein Anflug von Peinlichkeit. Vielleicht, denkt man, hat man anderen unrecht getan, vorschnell den Stab über sie gebrochen ... während sie in Wahrheit ...

Deshalb will ich nun die Gelegenheit ergreifen und Abbitte tun. Gegenüber Anneliese Rothenberger, der 1919 in Mannheim geborenen Opern- und Operettensängerin. Sie hat mich jahrelang begleitet, nicht real, sondern als Fernsehscheinung, und besaß für mich größere Präsenz als die meisten meiner Tanten und Onkel im Bayerischen oder Hessischen. Noch ehe man ihr eigene TV-Sendungen wie *Anneliese Rothenberger gibt sich die Ehre* anvertraute, war mir ihr Anblick verleidet. In unserer Familie erfreute sich die 1957 ins Leben gerufene Sendung *Zum Blauen Bock* wie in zahlreichen anderen Familien großer Beliebtheit. Mühsam erinnere ich mich sogar an den ersten Moderator dieser Apfelweinsendung, an Otto Höpfner, der – nach einem Streit mit dem Hessischen Rundfunk – die Gastgeberrolle an Heinz Schenk abgab.

Schenk war der Blaue Bock schlechthin, zwei Jahrzehnte lang. Meine Eltern genossen es, wenn er seine singenden oder schauspielenden Gäste begrüßte, selbst etwas zum Besten gab und sich – im Nachhinein wahnsinnig schlicht wirkende – Wortgefechte lieferte mit, wie man heute sagte, seinen Sidekicks, der Wirtin Lia Wöhr (die sich auch für Nichthessen in der *Firma*

Hesselbach einen Namen gemacht hatte) und dem grandios dämlichen Kellner Reno Nonsens. Präzise Dialoge wie »Tach, Frau Wirtin!« – »Tach, Herr Nonsens!« kündeten Höhepunkte deutscher Fernsehkomik an. So waren die Zeiten, damals.

In erster Linie liebte mein Vater den *Blauen Bock* nicht wegen dieser Sketche und komödiantischen Einlagen. Er wartete auf die »großen«, die »guten Stimmen«, auf die Vertreter der deutschen Opern- und Operettenwelt, die sich im *Blauen Bock* die Klinke in die Hand gaben und mit obligatorischen Bembeln überhäuft wurden. Ich selber brachte seinerzeit der klassischen Musik keine Sympathie entgegen, hätte mich darüber gefreut, wenn Bonnie Tyler oder Lobo bei Heinz Schenk aufgetreten wäre. Was nie geschah, obwohl die Produzenten der Sendung durchaus Sinn für leichtere Unterhaltungsware besaßen.

Es gibt Namen, die man nie mehr vergisst, weil sie sich nicht zuletzt über den Fernsehschirm ins Gehirn einfräßen. Wie das Medium-Terzett zum Beispiel, drei nicht mehr ganz junge, wie Sparkassenangestellte wirkende Herren, die Lieder wie *Ein Loch ist im Eimer* und *Der Schatz im Silbersee* vortrugen und, wenn die Historiker nicht irren, zu Rekordhaltern mit dreißig Auftritten im *Blauen Bock* wurden.

Und dann wie gesagt die großen Stimmen, Namen, deren Ankündigung mich sofort zum Gähnen brachte: Margit Schramm, Rudolf Schock, Willy Schneider, Hermann Prey, Erika Köth und, natürlich, Anneliese Rothenberger. Wenn sie an der Reihe waren, durften schlager- und popaffine Jugendliche nichts erwarten. Das galt es auszuhalten, wenn man es nicht ohnehin vorzog, dem gemeinsamen TV-Erlebnis *Zum Blauen Bock* Lebewohl zu sagen. Nichts wusste ich damals davon, dass die Rothenberger an großen internationalen Bühnen reüssiert hatte, in New York gefeiert worden, mit Karajan aufgetreten war. Mich ließ das alles kalt; Nichtwissen macht sorgloser. Rothenbergers Sopran sagte mir nichts, und froh war ich, wenn ihr tirilirender Gesangsbeitrag rasch endete und Heinz Schenk sie nach ein bisschen Smalltalk in die Garderobe zurückschickte, mit Bembel selbstverständlich.



Und die Frisur! Anneliese Rothenberger sah aus, wie man sich in diesen Zeiten eine gut gekämmte, elegante Frau vorstellte, die frei von aufdringlicher erotischer Ausstrahlung war. Festgemauert thronte diese Dauerwelle auf ihrem Kopf – in einer Stabilität, die meine Mutter trotz aller Bemühungen nie so perfekt hinbekam. Wie die wohl nachts schläft?, dachte ich mir in meiner Einfalt, während die Rothenberger irgendein Operettenstückchen sang. Im Sitzen oder mit einem Haarnetz vermutlich. Und wie viele Stunden die unter der Trockenhaube und dann in der Maske zubringen musste, bis das ondulierte Blondhaar selbst Nordseeböen standgehalten hätte? So kreierte man eine Marke, denn eine Anneliese Rothenberger erkannte jeder mühelos; selbst an der Wursttheke im Konsum bei uns in der Straße hätte ich sofort gewusst, welche Berühmtheit da ein Viertel Bierschinken verlangte.

Lange dachte ich – wahrscheinlich hat das mit den Verzerrungen zu tun, für die zumindest früher der Fernseher sorgte –, dass Frau Rothenberger eine eher kräftige Figur hatte. Was definitiv

falsch war: Archivschnipsel zeigen sie als zierliche, fast zerbrechlich wirkende Person. Vermutlich hat das damit zu tun, dass Opernsängerinnen gerne ein kräftiger Brustraum unterstellt wird, wegen des erforderlichen Resonanzkörpers. Neben ihrem Haarschopf wollen wir ihren stets freundlichen Gesichtsausdruck nicht vergessen, der von einem zugegebenermaßen schockgefroren wirkenden Lächeln geprägt war. Auch das ein Markenzeichen. In späteren Jahren versuchte sie, diesen Eindruck künstlich aufrechtzuerhalten. Nun gut, nicht jeder Bühnen- und TV-Star erträgt es, wie Elisabeth Flickenschildt ausdrucksstark zu altern.

22 Dass Anneliese – so hieß übrigens eine meiner Lieblingstanten, wohnhaft in Augsburg – Rothenberger in den 1970er-Jahren zu einem der bekanntesten Fernsehgesichter Deutschlands wurde, lag an ihrem Willen zum Crossover. Ohne mit den Stimmbändern zu zucken, zog sie zwischen E und U keine scharfe Grenzlinie, sang sie Leichtes und Schweres gleichermaßen. Das kommt in Deutschland bei Puristen selten gut an. Sie kommentierte das gelassen mit einem »Ach, das waren ein paar Blaustrümpfe, die mir das übelnahmen, aber das war kleinkariert gedacht«. Einmal – ich erinnere mich genau und mit einem Schrecken, der sich nicht verloren hat – trat sie im Duett mit Peter Alexander auf, der wie üblich mit Dackelblick vor sich hin wienerte, während sie, ungelogen, im Mannheimer Dialekt Passagen aus *My Fair Lady* sang. Das muss man mögen.

Ach ja und nicht zuletzt: Anneliese Rothenberger und ihre Kollegin Erika Köth trugen zu meiner sprachlichen Bildung bei. Wenn Heinz Schenk die beiden freudetrunken ansagte, unterließ er es selten, sie als »Kammersängerin« anzukündigen. Was für eine schöne, Respekt einflößende Berufsbezeichnung, was für ein prunkender Ehrentitel! Kammersängerin, so durfte sich nicht jede nennen ... Kammersängerin, das klang heimelig und weltläufig zugleich. Bis heute höre ich dieses Wort gern und denke stets an Frau Rothenberger oder Frau Köth. Substantivzusammensetzungen mit »Kammer-« haben etwas charmant Altmodisches und Vertrauenerweckendes ... Kammerjäger, Kammerdiener, Kammerzofe, Kammermusik, Kammergericht, Kammerspiel – dazu passt Anneliese Rothenberger, irgendwie.

BIRKEL-NUDELN

Es waren einmal 7 Hühnchen ...

23 »Ein junger Mann namens Balthasar Stephan Birkel arbeitet als Obermüller in der Hahnenmühle in Schorndorf; er ist ein stiller, früher und besonnener Arbeiter. Als junger Mann heiratet er die Tochter seines Nachbarn, Katharina Hutt, und eröffnet noch an seinem Hochzeitstage in Schorndorf eine Mehl- und Produktenhandlung mit einem kleinen Kolonialwarengeschäft.« So begann – wenn wir dem 1964 erschienenen Buch *Wie sie sich emporarbeiteten* glauben – im 19. Jahrhundert die Geschichte einer großen Nudeldynastie. Als der emsige Müller eines Tages seiner Frau intensiver zusieht, wie sie in der Küche Nudeln herstellt, beschließt Balthasar Birkel, daraus ein Geschäft zu machen. Er fängt an, die von ihm produzierten Teigwaren im Laden zu verkaufen, und als er Großhändler zu seinen Kunden zählen darf, schafft er moderne Gerätschaften an und begründet 1896 die erste Birkel'sche Nudelfabrik. Nach einem Streit mit einer benachbarten Porzellanbrennerei verlässt Birkel Schorndorf und siedelt sich in Endersbach an. Seine Söhne steigen in die Firma ein, und mit der ersten Nudelsorte »Victoria« beginnt ein glanzvoller Aufstieg des »Schwabennudel«-Unternehmens, das früh die Bedeutung einprägsamer Werbeslogans erkennt: »Birkel-Nudeln nicht vergessen: Birkel-Nudeln – Sonntagessen«.

Gewiss, eine der Tradition verpflichtete Hausfrau wird am heiligen Sonntag nur in Notfällen zur Birkel-Packung gegriffen und stattdessen, wie es sich gehört, Spätzle ordentlich vom Brett geschabt haben. Doch nicht immer blieb dazu die Zeit, und so entwickelten sich die ob ihrer Qualität geschätzten Nudeln aus Endersbach nicht nur in Süddeutschland zu einem Renner.

Allenfalls die seit 1884 ins kochende Salzwasser geworfenen »3 Glocken«-Nudeln aus dem badischen Weinheim konnten es mit dieser Reputation aufnehmen. Im Jahr 2000 fusionierten beide Firmen übrigens. Zu Zeiten, als Hartweizengrießnudeln aus Italien in Supermärkten noch eine Seltenheit waren, setzte man im Jahr 400 Millionen D-Mark um. 1977 erweiterte Birkel sein Sortiment um Paniermehl, Soßen und Fertiggerichte, wodurch sich der Umsatz binnen weniger Jahre um ein Viertel steigern ließ und wozu die herrlichen Tomatensoßen mit dem einleuchtenden Namen »Nudel up« beitrugen, denen ich ein ehrendes Andenken bewahre.

Nicht vergessen seien die von den Birkel-Nudel-Werken gegen eine Schutzgebühr von 80 Pfennig abgegebenen Broschüren *Leibgerichte von Birkel*, die im Editorial das Loblied auf die Nudeln aus eigener Produktion sangen. Diese würden sich durch »hohen Nährwert, besondere Quellfähigkeit und großes Sättigungsvermögen« auszeichnen. Die im Anschluss mit unschönen Farbfotos illustrierten Rezepte aus aller Welt spiegelten die Adenauer-Jahre sehr anschaulich und zeugten von Einfallsreichtum. Dass man einen »pikanten französischen Salat« auch mit Hörnle zubereiten kann, was unter einer Schinkensuppe, einer Spaghetti-Sülze und »spanischen Nudel-Omelettchen« zu verstehen ist, das alles ließ sich anhand dieser Hefte erlernen. Und nicht zuletzt wurden die Vorteile von Birkels kurzen Eier-Faden-Nudeln eindeutig herausgestellt: Ihre Form verhindere das »lästige Überhängen am Löffel« und zugleich das »Überhängen an der Schöpfkelle« – eine Wunschnudel gewissermaßen.

Doch dann drehte sich der Wind, und innerhalb kurzer Zeit schwand das Ansehen der Marke Birkel. Auslöser war einer der ersten großen Lebensmittelskandale der Bundesrepublik, der als »Flüssigei-Affäre« Geschichte schrieb. Einem niederländischen Produzenten, der auch deutsche Abnehmer hatte, war vorgeworfen worden, einen verseuchten und verunreinigten Flüssigeimantich geliefert zu haben. So warnte das Regierungspräsidium Stuttgart im Sommer 1985 davor, »mikrobiell verseuchte« und ekelerregend verschmutzte Nudeln der Firma



Birkel zu sich zu nehmen. Betroffen war davon sogar die beliebten »7 Hühnchen«-Serie.

Der Skandal schlug hohe Wellen. In deutschen Haushalten kam plötzlich ein Begriff wie Ei-Suppe auf, bei deren Zubereitung abstoßenderweise auf bereits befruchtete und bebrütete Eier zurückgegriffen worden sei. Mit einem Mal schien es ratsamer, das gute Frischei zu meiden und mit Trockenei hergestellten Produkten zu vertrauen. Oder gleich den Blick Richtung Italien zu wenden, wo Eier in der Regel bei der Spaghetti- oder Fusilli-Herstellung nichts zu suchen hatten.

Der Birkel-Umsatz brach über Nacht ein; Supermärkte verweigerten die Annahme von Birkel-Produkten, und wie in einem Lehrfilm ließ sich fortan verfolgen, wie rasch ein über Jahrzehnte aufgebautes Qualitätsimage zerstört werden kann. Dass Ministerpräsident Lothar Späth mit gesundem Appetit an einem öffentlichen Nudenessen teilnahm, um die Bekömmlichkeit der »7 Hühnchen« werbewirksam zu demonstrieren, änderte daran wenig. »Nudelkönig« Klaus Birkel wehrte sich mit allen Mitteln und warf den Behörden schwere Versäumnisse vor. Ein Rechtsstreit, der sich über mehrere Jahre hinzog, entbrannte und endete 1991 mit einer Rehabilitierung des

Nudelmachers und der Zahlung einer Schadensersatzsumme von 12,75 Millionen D-Mark an Klaus Birkel. Dieser freilich hatte sich inzwischen anderweitig orientiert und sein Unternehmen verkauft. Vom Nudelgeschäft verabschiedete sich Birkel, er wanderte nach Texas aus, kaufte sich eine stattliche Ranch und züchtete, ohne mit Flüssigei in Berührung zu kommen, Rinder in großem Stil. 2008 übrigens frischte die Zeitschrift *stern* die Erinnerung an den Skandal um eklige Eiermilch wieder auf und warf dem Land vor, die Beteiligung von Birkel am Skandal bewusst vertuscht zu haben. Mal wieder war die Rede vom engen Mauscheleigeflecht von Wirtschaft und Politik, das in Baden-Württemberg lange Zeit besonders üppig wucherte.

Danach wechselte die Firma Birkel mehrmals ihren Besitzer, was uns nicht groß interessieren muss. Heute gehört sie zur Newlat GmbH, einem Tochterunternehmen der Schweizer Newlat Group, mit Sitz in Mannheim. Und ja, es gibt sie noch die Birkel-Nudeln; der Schriftzug auf den Packungen hat Wiedererkennungswert, doch vom alten Glanz ist nichts geblieben. In meinem Hamburger Edeka-Laden sind sie auf den untersten Regalbrettern platziert. Birkel, Birkel ... da war doch mal etwas. Ja, ein undurchsichtiger Skandal, der den Ruhm der Marke zerstörte.

BOLLENHUT

Ein Hut geht um die Welt

Mit Kopfbedeckungen ist kaum mehr Staat zu machen, und immer wenn ich in Hamburg am Hutgeschäft in der Papenhuder Straße vorbeigehe, überkommt mich Mitleid mit dem Betreiber. Denn welcher Mann trägt heute noch Hut? Vorbei die Zeiten, in denen es – wie es alte Filme aus den 1950er- und 1960er-Jahren demonstrieren – selbstverständlich war, sich nie ohne Hut auf den Weg ins Büro zu begeben. Vorbei die Zeiten, da sich Witze machen ließen über Autofahrer mit Hut. Wo selbst Opel inzwischen einen Imagewandel durchläuft, scheint der Männerhut, nicht nur hinterm Steuer, auszusterben. Bei Frauen sieht das anders aus, selbst wenn die wenigstens Gelegenheit haben, auf englischen Königshochzeiten mit den ausladenden Kopfbedeckungen von Elizabeth II. – Gott hab' sie selig! – zu konkurrieren. Manche Hutmodelle immerhin bewahren sich ihren Nimbus. Der klassische Cowboyhut wird bei Countrymusic-Konzerten weiterhin gern von Mächtgern-John-Waynes getragen, und einem omnipräsenten Mann wie Helmut Schmidt war es zu verdanken, dass die von ihm bevorzugte Elblotsenmütze auch außerhalb Norddeutschlands an Popularität zulegte.

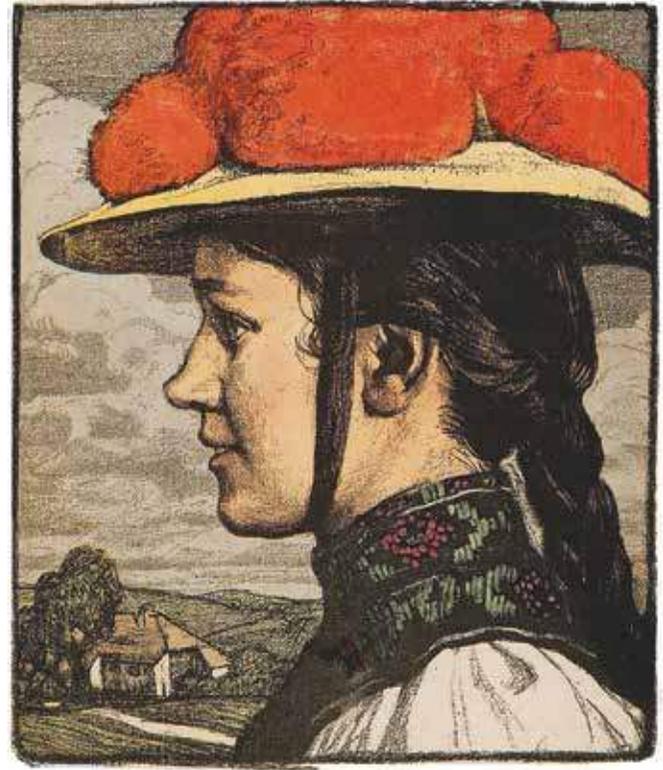
All das ist nichts gegen den Bollenhut, der zum Symbol des Schwarzwaldes schlechthin, zum »Dachmarkenssegment« avancierte und ortsunkundigen Amerikanern und Japanern suggeriert, dass alle Frauen zwischen Nagold und Tiengen nichts Besseres zu tun hätten, als täglich den zwei Kilo schweren Bollenhut aufzusetzen. Mit der Alltagsgegenwart oder mit der historischen Wahrheit hat das nichts zu tun; hier geht es dem Bollenhut wie allen Wahrzeichen, deren Ruf sich irgendwann

verselbstständigt und die zu Werbeikonen für Städte oder ganze Regionen werden.

Schmerzhaft war das für die Gemeinden Gutach, Kirnbach und Reichenbach, deren Tracht allein das Tragen des Bollenhuts mit seinen vierzehn Wollkugeln vorsah. Nur die evangelischen Frauen dieser Schwarzwaldorte zeigten sich – erstmals zur Konfirmation – mit dem schmucken, nicht einfach herzustellen und nicht einfach zu tragenden Hutmodell und gaben praktischerweise mit der Farbe ihrer Hutkugeln Auskunft über ihren Zivilstand: Unverheiratete gehen in Rot, Verheiratete in Schwarz.

Natürlich hat der Bollenhut die Grenzen seines Ursprungs längst hinter sich gelassen, und wo immer vom Schwarzwald die Rede ist und es nicht genügt, Schinken, Torten oder Kirschbrand ins Bild zu rücken, darf der leicht wiedererkennbare Bollenhut nicht fehlen. Dass er inzwischen den Schwarzwald schlechthin symbolisiert (wie Dirndl und Lederhose ganz Bayern), hat mit seiner medialen Inszenierung zu tun. Maßgeblichen Anteil daran haben die in der Adenauer-Ära ungemein beliebten Heimatfilme. Während viele Menschen wie die Vertriebenen ihre konkrete Heimat verlassen mussten, feierte im Kino die harmlose Idylle scheinbar unberührter Landschaften fröhliche Urständ. Wo die Schlagerfreunde mit Freddy Quinn *Heimweh* und *Heimatlos* sangen, erfreuten sich Kinogänger an ungezählten Heimatschnulzen, die die Tannen- und Wiesenkulissen des Schwarzwaldes in Szene setzten. Hans Deppes schauriges *Schwarzwaldmädel* aus dem Jahr 1950 mit Sonja Ziemann und Rudolf Prack hat darauf mit großem Erfolg zurückgegriffen und den Bollenhut selbstverständlich nicht übergangen – wie, viele Jahre später, die TV-Schmonzette *Die Schwarzwaldklinik*.

Sich gegen die allgegenwärtige Vermarktung des Bollenhuts (dessen handgefertigte Originalmodelle für rund 250 Euro zu haben sind) zu wehren ist völlig sinnlos. Am besten ist es, großzügigen Auges über alle mehr oder minder geschmacksarmen Souvenirartikel hinwegzusehen und zu ertragen, dass selbst das Merian-Heft *Schwarzwald* aus dem Jahr 1989 auf dem Cover



eine Bollenhutträgerin mit Kirschtorte zeigt. Verständlich deshalb, dass es in der Vergangenheit Initiativen wie »Schützt den Bollenhut!« gab, die sich gegen schlimmste Verfehlungen wandten.

Unvergessen ist das Anzeigenmotiv von »Ferienland Schwarzwald«, das die Silhouette eines kurvenreichen Bollenhutmodells zeigte, versehen mit der anregenden Textzeile »Große Berge & feuchte Täler & jede Menge Wald«. Als gälte es, diese Altherrenschlüpfrigkeit zu toppen, kam die Schwarzwaldgemeinde Triberg kurz darauf auf die glorreiche Idee, für

eigens ausgewiesene Männerparkplätze mit einer sich rücklings abstemmenden unbekleideten Frauenfigur zu werben. Diese reckte ihre emporragenden Brüste wie Atommeiler in die Luft – dem Slogan »Steile Berge, feuchte Täler« entgegen. Immerhin, das muss man dem »einzigartigen« Triberg lassen, trug die sich Räkelnde keinen Bollenhut. Ihre liegende Position mit herabfließendem Haar hätte das nicht zugelassen.

Ganz anders sieht es mit den originellen künstlerischen Anstrengungen aus, den Begriff der Heimat aufzupeppen und zu entstauben. Zahlreiche junge Künstlerinnen und Künstler setzten sich in den letzten Jahren offensiv mit Schwarzwaldtraditionen auseinander und schlugen schrille Töne an, um Kuckucksuhr und Bollenhut nicht nur für reiselustige Senioren attraktiv zu machen. Allen voran der 1979 in Offenburg geborene Stefan Strumbel, der die Symbole seiner Heimat mit den Mitteln von Street-Art und Pop-Art aus ihrem kommerziellen Kitschkontext befreit und Bollenhutmädels plötzlich mit Sturmgewehr posieren lässt. In Ausstellungen zeigt Strumbel ein Triptychon, in dessen Mitte eine Schwarzwälder Madonna mit Bollenhut zu sehen ist. Auch die Bollenhut tragende Freiburger Dragqueen Betty BBQ, als Symbol für Diversität gefeiert, hat dem Traditionshut eine neue Anhängerschaft zugeführt.

Wem das zu unheimlich ist, der kann beim in Freimat wohnenden Simonswälder Sebastian Wehrle das Bild *Bollenhut-Kirnbach-wild* bestellen – ein Outfit, mit dem man sich problemlos in Berlin-Kreuzberg oder Hamburg-Ottensen auf Szenepartys zeigen könnte. Was Sonja Ziemann dazu gesagt hätte?

BORIS BECKER

Hoffen auf die Weisheit des Alters

Kennen Sie Chania? Kretas zweitgrößte, an der Nordküste gelegene Stadt? Den Sommer 1985 verbrachte ich dort, an der Seite einer Frau, mit der ich damals enger verbunden war als heute, viel enger. Wir reisten auf den Spuren der kretischen Kultur, standen am Grab von Nikos Kazantzakis in Iraklio, sahen nach, was aus der Hippiekultur in den Wohnhöhlen von Mátala geworden war, und prüften genau, ob sich Souvlaki und Gyros an dem messen konnten, was beim seinerzeit hoch beliebten Griechen in der Tübinger Gartenstraße serviert wurde. Und wir machten, wie gesagt, Station in Chania und tranken, am Becken des reizenden venezianischen Hafens sitzend, gedankenverloren Kaffee, auch am 7. Juli 1985, als es sich in Windeseile verbreitete, was zur gleichen Zeit auf dem Rasen im englischen Wimbledon geschah. Ja, im Nachhinein ist es bitter, nicht live vor dem Fernsehschirm dabei gewesen zu sein, als der ungesetzte siebzehnjährige Boris Becker nicht nur die Tenniswelt verzückte und das Finale gegen Kevin Curren in vier Sätzen gewann.

Der rotblonde Junge aus dem badischen Leimen, das viele zuvor für eine Hochburg der Paniermehlproduktion gehalten hatten, begeisterte mit seinem ungestümen Spiel und seiner Offenherzigkeit, die von seinem sehr solide wirkenden Trainer Günther Bosch in die richtigen Bahnen gelenkt wurde. Mit dem Sieg in Wimbledon, das zu seinem »Wohnzimmer« werden sollte, löste Boris Becker zusammen mit Steffi Graf und Michael Stich einen Tennisboom aus, der ein gutes Jahrzehnt anhielt und selbst an die Begeisterung für den Fußball, die Lieblingssportart der Deutschen, heranreichte. Fünf weitere

Grand-Slam-Siege folgten; drei Monate lang stand Becker auf Platz 1 der Tennisweltrangliste; im Doppel wurde er 1992 mit Michael Stich Olympiasieger.

Boris Beckers Ruhm beruhte keineswegs nur auf seinen sportlichen Erfolgen. Natürlich lieben die Deutschen es, wenn sie jugendlichen Helden, die quasi aus dem Nichts Berühmtheit erlangen, zujubeln dürfen. Wie 1972 bei den Olympischen Spielen in München, als ich Tränen verdrückte, nachdem die blutjunge Ulrike Meyfarth Gold im Hochsprung gewonnen hatte. Und wie 1985, als der unbescholtene, von nichts zu beeindruckende Leimener ins Rampenlicht schnellte und als unbeschwerter Titan dem Profisport wenigstens für ein paar Momente lang seine Unschuld zurückzugeben schien.

Wo Erfolg, da Neid. Diese vor allem in Deutschland gut zu beobachtende Lebensregel ließ und lässt sich am Beispiel Boris Becker anschaulich belegen. Seine Tennistriumphe brachten ihm ungeheure Sympathien ein, doch selbst seine treuesten Fans mussten und müssen bei Beckers Eskapaden viel Stärke aufbringen, um nicht an der Liebe zu ihrem »Bobbele« zu (ver-)zweifeln.

Das Phänomen Becker fand nicht nur im Sportteil der Zeitungen oder in den Boulevardblättern seinen Niederschlag. Auch das Hochfeuilleton begann sich für Becker zu interessieren, und als der stets zu Lobpreisungen aller Art bereite Martin Walser 1992 in der *Süddeutschen Zeitung* eine Hymne auf Becker sang, war der Gipfel erreicht. Ja, jener Walser, der den ganz sinnlosen Satz »Sinnloser als Fußball ist nur noch eins: Nachdenken über Fußball« schrieb und trotzdem beim Betrachten des retournierenden Boris Becker einen metaphorischen Klimmzug nach dem anderen unternahm.

Hören wir den Dichter vom Bodensee selbst: »Wenn Boris Becker gewinnt, sieht er aus wie ein Sohn von Kirk Douglas und Burt Lancaster. Wenn er verliert, sieht er aus wie er selbst.« Ohne mit der Wimper zu zucken, malt sich Walser aus, wie aus dem von Becker und Graf praktizierten Sport eine neue Religion entstehen könnte, eine »Religion, die nicht weiter hinaufreicht, als ein Tennisball fliegen kann«, und eine, die allerlei

Tiefsinn heraufbeschwört: »Der hin- und herfliegende Ball bringt zwei oder vier Menschen in eine sie durch und durch mobilisierende Beziehung. Und das Geschlecht spielt keine Rolle, die Nationalität auch nicht, auch Rasse und Klasse sind endlich überwunden. Der hin- und herfliegende Ball strahlt eine unendliche Emanzipationskraft aus.« Darauf muss man erst einmal kommen. Knapp zwanzig Jahre später übrigens hatte Walser seine Abneigung gegenüber Fußballreflexionen völlig überwunden und sann in gewohnt hoher Emphase über Bastian Schweinsteiger nach, der sich bei der Fußball-WM 2010 so herzerreißend niederkniete, als Deutschland gegen Spanien ausgeschieden war.

So ungern wir Martin Walser widersprechen wollen: Nicht zu leugnen ist, dass Boris Becker abseits des Tenniscourts nichts ausgelassen hat, um sein Image zu ruinieren. Aus dem anfänglich scheuen jungen Mann wurde nach und nach ein sich selbst überschätzender, viel Unsinn und von sich in der dritten Person redender König des Boulevards, der dank Heiraten, Affären, ehelichen und unehelichen Kindern Stoff für ungezählte Hochglanzartikel lieferte. Er wurde wegen Steuerhinterziehung zu einer zweijährigen Bewährungsstrafe verurteilt, erlebte mehrere geschäftliche Bruchlandungen und schien sich jahrelang keinen vernünftigen Friseur leisten zu wollen.

Wer die Fotos des Mittvierzigers Becker betrachtete oder ihn 2013 auf der Frankfurter Buchmesse sah, wo er seine komplett überflüssige zweite Autobiografie *Das Leben ist kein Spiel* präsentierte, musste unweigerlich an Albert Camus' herbe Sentenz »Von einem bestimmten Alter an ist jeder Mensch für sein Gesicht verantwortlich« denken. Wie viele Prominente verwechselte Becker seine Omnipräsenz in den Medien mit der Bedeutsamkeit seiner Botschaft und ließ sich folglich nicht davon abbringen, beim DSF die Talksendung *Becker 1:1* zu übernehmen – ein Engagement, das den nie durch rhetorische Brillanz auffällig gewordenen Becker überforderte und das der Sender umgehend beendete.

Bei allen Wellentälern, die Becker zu durchleiden hatte und die – Anfang der 1990er-Jahre etwa, als ihn Michael Stich auf

der Weltrangliste und in den Popularitätswerten überholte – sein Ansehen merklich schmälerten, verstand er es, sich immer wieder als Kämpfer zu beweisen und gegen alle Erwartungen 1996 noch einmal ein Grand-Slam-Turnier, die Australian Open, im Finale gegen Michael Chang, zu gewinnen. Immerhin gab es kurzzeitig Anzeichen, dass es Becker trotz aller unsäglichen Peinlichkeiten, die er uns beschert hat, im gesetzten Alter doch zu einer gewissen Reife bringen könnte. Als Ende 2013 verkündet wurde, dass er gewissermaßen zu seinen Wurzeln zurückkehren und als Trainer des serbischen Tennisspielers Novak Djokovic arbeiten wolle, kamen umgehend spöttische Stimmen auf, die dieses Engagement nicht ernst nahmen. Ganz unrecht hatten sie nicht, denn die Ehe Becker–Djokovic hielt nicht lange.

Freilich, es kam noch schlimmer, so schlimm, wie es sich selbst die größten Becker-Verächter nicht ausmalen konnten. 2022 verurteilte ihn ein Londoner Gericht wegen Insolvenzdelikten zu einer zweieinhalbjährigen Gefängnisstrafe, nachdem er sich im Prozess als Unschuld vom Land aufgeführt hatte, an deren Finanzelend er selbst keine Schuld habe. Siebeneinhalb Monate dieser Strafe verbüßte er in einem echten Gefängnis, und dank der Boulevardpresse blieb uns kein Detail seines neuen Lebens an ungewöhnlichem Ort erspart. Aus der Haft kaum entlassen, gab der tief Gefallene alsbald wieder quälende, um Mitleid heischende Interviews und sprach von neuen Geschäftsideen. Welche Läuterung Becker im Gefängnis wirklich erfahren hat, bleibt abzuwarten.

Aber nicht zuletzt: Die deutsche Alltags- und Sprachkultur hat der einstigen Lichtgestalt Boris Becker, der natürlich seit Langem Ehrenbürger seiner Heimatstadt Leimen ist, manches zu verdanken. Selbst Tennisverächter wissen mit dem Ausdruck »Bumm-bumm-Boris« etwas anzufangen, einer schlichten, aber einprägsamen Lautmalerei, die Beckers kraftvolles Spiel verdeutlichte. Der Becker-Hecht beziehungsweise die Becker-Rolle – ein Sprung, mit dem er unerreichbar scheinende Bälle per Volley zurückfeuerte – erfreute sich hoher Beliebtheit und tauchte das Publikum immer wieder in ein Bad der Emotionen.



Auch die auf besonders gelungene Aktionen folgende, leicht ordinäre Jubelgeste der Becker-Faust kam gut an und fand Nachahmer.

Und ganz zuletzt: Welcher anständigen deutschen Frau, welchem anständigen deutschen Mann war vor 2001 das Wort »Samenraub« ein Begriff? Erst Boris Becker und der ihn seit jeher intensiv begleitenden *Bild*-Zeitung ist es zu verdanken, dass diese Vokabel uns heute ganz selbstverständlich über die Lippen kommt. »War es Samenraub?«, titelte die *Bild* am 17. Januar 2001, als ruchbar wurde, dass es zu einem sehr schnell vollzogenen Sexualakt zwischen Becker und dem russischen Model Angela Ermakowa gekommen war, den die Letztere eventuell in unschöner Absicht bewusst provoziert habe. Wo dieser Quickie im Juni 1999, der Tochter Anna im März 2000 das Licht der Welt erblicken ließ, genau stattfand, war in der Fachwelt lange umstritten. Der weit verbreiteten Ansicht, der Akt habe in der Besenkammer eines Londoner Restaurants stattgefunden, widersprach Becker Jahre später in einem TV-Interview: »Es passierte auf einer Treppe – zwischen zwei Toiletten. Es war ein Akt und das Ganze dauerte fünf

Sekunden.« Fünf Sekunden, das ist wirklich nicht lang und stimmt nachdenklich. Man sollte das einmal mit Playmobil-Figuren nachstellen.

Immerhin erlangte das Wort »Samenraub« so eine erhebliche Verbreitung und hielt sogar, dank Boris Becker, Einzug zwischen die geheiligten Buchdeckel des DUDEN. Die Definition ist unmissverständlich: »Beschaffung von Sperma eines Mannes durch eine Frau in der Absicht, es ohne dessen Zustimmung zur Befruchtung eigener Eizellen zu verwenden«. Wir haben Boris Becker in vielerlei Hinsicht zu danken.

36

BOSCH **Zünden muss es!**

Viel Platz bräuchte man, sehr viel Platz, um allem gerecht zu werden, was sich hinter dem unscheinbaren Namen Robert Bosch GmbH verbirgt. Lange ließe sich über die verschiedenen Unternehmensteile reden, über Kraftfahrzeugtechnik, Industrietechnik, Gebrauchsgüter und Energie- und Gebäudetechnik. Man könnte Umsatzrekorde auflisten, ausführlich die Unternehmensgeschichte resümieren und würde auch deren eher düstere Teile – während des Nationalsozialismus oder im Abgasskandal – nicht aussparen.

37

Großes Vergnügen würde es bereiten, über alle die unter dem Namen Bosch vertriebenen Elektrogeräte zu sprechen, die der deutschen Hausfrau und dem deutschen Hausmann seit alters die Arbeit erleichtern und es so ermöglichen, über die Anschaffung neuer Elektrogeräte nachzudenken. Staubsauger, Spülmaschinen, Kaffeemaschinen, Mixer ... nichts, was nicht unter dem Bosch-Label verbreitet würde. Kühlschränke nicht zu vergessen, denn diesen wird eine quasi hymnische Verehrung zuteil, seitdem der Münchner Schriftsteller Axel Hacke 1991 sein Buch *Nächte mit Bosch* veröffentlichte.

Hackes Unterredungen mit seinem inzwischen sehr alten sprechenden Bosch-Kühlschrank halten bis heute an und fanden unzählige Leserinnen und Leser. Da können die anderen Kühlschrank-Fabrikate einpacken. Wäre die Möglichkeit gewesen, über Axel Hackes Liebe zu seinem Bosch-Eisschrank zu sprechen, hätte man Udo Jürgens' eigenwilligen Schlager *Im Kühlschrank brennt noch Licht* erwähnen können, obwohl dort der Name Bosch in keiner Zeile fällt ...



Stattdessen wollen wir über den Firmengründer Robert Bosch reden, der Ende 1886 im Stuttgarter Westen eine Werkstatt für Feinmechanik und Elektrotechnik gründete. Es dauerte eine Weile, bis die Geschäfte (denen Robert Bosch übrigens vierzig Jahre vorstand) ins Laufen kamen. 1897 präsentierte Bosch den ersten Magnetzündler für Automobile, wodurch der Grundstein dafür gelegt wurde, dass die Firma zum wichtigsten Automobilzulieferer in Deutschland wurde. 1902 erlangte die Firma ein Patent für ihre vorgelegte Zündkerze mit Hochspannungs-Magnetzündler. Bereits 1906 feierte man die Auslieferung des 100 000. Magnetzündlers. Fortan wuchs und wuchs das Unternehmen, im Inland wie im Ausland.

Bosch und Zündkerzen – das ist eine untrennbare Einheit, und im Bau und in der Weiterentwicklung von Zündkerzen hat niemand mehr Erfahrung als die Bosch GmbH. »Die Zündung

ist das Problem der Probleme«, das hatte der Automobilpionier Carl Benz sofort erkannt, wissend, dass das Anspringen seiner ersten Motorwagen nicht immer glücken wollte. Bosch schickte sich früh an, dieses Problem zu beseitigen.

Noch Jahrzehnte später besaß das Wort »Zündkerze« gerade für junge Autofahrer einen magischen Klang – fast wie »Keilriemen«, aber das ist eine andere Geschichte. Als mein erster VW Käfer nicht mehr so recht wollte, wie ich wollte, und ein Werkstattbesuch unumgänglich wurde, traf ich auf einen Mechaniker, der sorgenvoll dreinblickte und mir gnadenlos ein »Der braucht neue Zündkerzen« ins Gesicht schleuderte. Die Lebensdauer einer Zündkerze betrug damals nur rund 15 000 Kilometer, und die waren schnell gefahren ... Heutige Platinenkerzen schaffen viel mehr.

Wer anders als ich etwas von Autos verstand, drehte seine Zündkerzen vorsichtig selbst heraus und befreite sie von Dreck und Ruß. Verkohlte Zündkerzen sehen übrigens sehr unschön aus. Dass Dieselfahrzeuge keine Zündkerzen brauchen, begriff ich irgendwann ... Und gar nicht vorstellbar scheint eine Zeit, da Verbrennungsmotoren nicht mehr auf unseren Straßen zu sehen sein werden. Elektroautos brauchen auch keine Zündkerzen, mit Wasserstoff angetriebene Fahrzeuge ebenso wenig – gibt es irgendwann keine Bosch-Zündkerzen mehr?

Es soll, so ist zu hören, gegenwärtig auch andere Hersteller von Zündkerzen geben. Das interessiert hier jedoch nicht. Interessanter ist, dass 2007 Bosch vermeldete, die – bitte entschuldigen Sie die unübersichtliche Zahlenfolge – 10 000 000 000. Zündkerze der Firmenhistorie produziert zu haben, 80 Prozent davon allein in seinem Bamberger Werk. Alle diese 10 Milliarden Zündkerzen nebeneinandergelegt, errechnete man bei Bosch damals, ergäben eine 560 000 Kilometer lange Reihe. Wen das wieder interessieren soll, ist schwer zu sagen.

© privat



Rainer Moritz, geboren 1958 in Heilbronn, leitet das Literaturhaus Hamburg. Er ist Literaturkritiker, Übersetzer und Autor zahlreicher Bücher, darunter zuletzt der Roman *Das Schloss der Erinnerungen* und die Monografie *Udo Jürgens. 100 Seiten*.

Vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage 2023
© 2023, 8 grad verlag GmbH & Co. KG
Sonnhalde 73 | 79104 Freiburg
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung, Layout und Satz:
Julie August, Buenos Aires / München
Umschlagmotiv: akg-images / Interfoto
Lektorat: Marion Voigt, Zirndorf
Gesetzt aus der Adobe Caslon und der Castle Press
Papier: Munken Print cream 100 g/m² 1,5-fach
Herstellung: folio · print & more, Zirndorf
Druck und Bindung: Druckhaus Nord, Neustadt a.d. Aisch
Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-32-0

www.8gradverlag.de